

# REALLEXIKON DER DEUTSCHEN LITERATUR- WISSENSCHAFT

Neubearbeitung des Reallexikons  
der deutschen Literaturgeschichte

gemeinsam mit Georg Braungart,  
Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller,  
Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar

herausgegeben von  
Harald Fricke

Band II  
H – O

**Sonderdruck**



Walter de Gruyter · Berlin · New York  
2000

sozio- und psycholinguistische Fragestellungen ein.

Die Erforschung der Besonderheit literarischer Namengebung hat im Grunde bereits mit Aristoteles eingesetzt (*Poetik*<sup>1</sup>, 1451 b 9–10 u.ö.) und besonders das Interesse der Philosophen immer wieder erregt (Mill, Frege, Russell, Strawson, Searle, Kripke u. a.). Auch an literarhistorischen Einzelstudien hat es nicht gefehlt (vgl. Bibliographie Rajec, 1981 international ergänzt). Eine ganze Reihe prinzipieller wie vergleichender Fragenkomplexe behandelt die grundlegende Abhandlung von Birus (1978); sie wird von bereichsspezifischen Untersuchungen wie von Lamping zur Erzählung und Thies zum Drama ergänzt und hat inzwischen zur festen Etablierung der Sektion ‚Literarische Onomastik‘ im Rahmen der internationalen Namenforschung geführt (vgl. z. B. Debus/Pütz, Stiegler, Schildberg-Schroth).

**Lit:** Adolf Bach: Deutsche Namenkunde. 5 Teilde. Heidelberg <sup>3</sup>1978. – Friedhelm Debus: Onomastik. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Hg. v. Hans Peter Althaus u. a. Tübingen <sup>2</sup>1980, S. 187–198. – F. D., Wilfried Seibicke (Hg.): Reader zur Namenkunde. 5 Teilde. Hildesheim 1989–1996. – Ernst Eichler u. a. (Hg.): Namenforschung, 3 Bde. Berlin, New York 1995 f. – Ernst Förstemann: Altdeutsches Namenbuch. 2 Bde. [1856/1859]. Repr. Hildesheim u. a. 1966. – Max Gottschald, Rudolf Schützeichel: Deutsche Namenkunde. Berlin, New York <sup>5</sup>1982. – Henning Kaufmann: Ergänzungsband [zu Förstemann]. Hildesheim u. a. 1968. – Hartwig Kalverkämper: Textlinguistik der Eigennamen. Stuttgart 1978. – Gerhard Koß: Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik. Tübingen <sup>2</sup>1996. – Jean-Yves Lerner, Thomas E. Zimmermann: Eigennamen. In: Semantik/Semantics. Hg. v. Arnim v. Stechow und Dieter Wunderlich. Berlin, New York 1991, S. 349–370. – August Friedrich Pott: Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen [...] [1853, <sup>2</sup>1859]. Repr. Wiesbaden 1968. – Wilfried Seibicke: Die Personennamen im Deutschen. Berlin, New York 1982. – W. S.: Historisches Deutsches Vornamenbuch. Bd. 1 ff. Berlin, New York 1996 ff. – Tileman Dothias Wiarda: Über deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen. Berlin, Stettin 1800. – Rainer Wimmer: Der Eigenname im Deutschen. Tübingen 1973. – Ursula Wolf (Hg.): Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse. Frankfurt 1985.

*Zur literarischen Onomastik:* Heidi Aschenberg: Eigennamen im Kinderbuch. Tübingen 1991. – Hendrik Birus: Poetische Namengebung. Göttingen 1978. – H. B.: Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen. In: LiLi 17 (1987), H. 67, S. 38–51. – Friedhelm Debus, Horst Pütz (Hg.): Namen in deutschen literarischen Texten des Mittelalters. Neumünster 1989. – F. D.: Eigennamen in der literarischen Übersetzung. In: Grammatica ianua artium. Fs. Rolf Bergmann. Hg. v. Elvira Glaser u. a. Heidelberg 1997, S. 393–405. – Ernst Eichler u. a. (Hg.): Der Eigenname in Sprache und Gesellschaft. Leipzig 1985. – Michel Grimaud: Onomastics and the study of literature. In: Yearbook of Comparative and General Literature 38 (1989), S. 16–35. – Sabine Hanno-Weber: Namengebungsmotivationen zeitgenössischer Hamburger Autoren. Frankfurt u. a. 1997. – Volker Hoffmann: Literarische Namenbehandlung als textinterne Poetik. In: Germanistik (Publications du centre universitaire de Luxembourg) 1 (1989), S. 59–78. – Bettina Kopelke: Die Personennamen in den Novellen Maupassants. Frankfurt u. a. 1990. – Paul Kunitzsch: Reflexe des Orients im Namengut mittelalterlicher europäischer Literatur. Hildesheim u. a. 1996. – Dieter Lamping: Der Name in der Erzählung. Bonn 1983. – Wolfgang Laur: Der Gebrauch von Ortsnamen in der schönen Literatur. In: Beiträge zur Namenforschung, NF 14 (1979), S. 121–128. – Elisabeth M. Rajec: Literarische Onomastik. Eine Bibliographie. Heidelberg 1977 [erweitert New York 1978, München 1981]. – Gerhard Schildberg-Schroth: Eigenname und Literarizität. Neumünster 1995. – Rüdiger Schmitt: Indogermanische Dichtersprache und Namengebung. Innsbruck 1973. – Wilfried Seibicke: Namen in der Literatur. In: Seibicke 1982, S. 88–95. – W. S.: Weitere Typen des Namenwörterbuchs. In: Wörterbücher/Dictionaries/Dictionnaires. Hg. v. Franz Josef Haudmann u. a. Berlin, New York 1990, Art. 139, S. 1291–1296. – Bernd Stiegler: Die Aufgabe des Namens. Untersuchungen zur Funktion der Eigennamen in der Literatur des 20. Jhs. München 1994. – Henning Thies: Namen im Kontext von Dramen. Frankfurt, Bern 1978.

*Wilfried Seibicke*

## Onomatopöie

Sprachliche Nachahmung von Lauten und Geräuschen wie auch eines optischen und haptischen Eindrucks der außersprachlichen Welt; Laut- oder Klangmalerei.

**Expl:** Mehrere Erscheinungen onomatopoeischen Sprachgebrauchs lassen sich in einer Stufenfolge zunehmender Abstraktion benennen: (1) **KLANGMALEREI:** grammatisch unbestimmte Wiedergabe eines Geräusches (z. B. *platsch, miau*), v.a. in der Kinder- und ↗ *Comic-Sprache*; (2) **LAUTMALEREI:** phonologisch systemgerechte und sinnvolle, klangimitierende Wörter mit normaler syntaktischer Funktion (*miauen, klatschen*); (3) **LAUTSYMBOLIK:** die Repräsentation einer natürlichen Erscheinung durch Laute, die in ihrer Häufung bzw. Kombination den Eindruck des jeweiligen Vorgangs hervorrufen (*quengelig, quatschen, Kladderadatsch*).

In allen diesen Fällen ist die grundsätzliche *Arbitrarität* des sprachlichen ↗ *Zeichens* relativiert, wengleich lautmalende Einheiten bei (3) nur in assoziativer Verbindung mit sinntragenden Wörtern wirken. Die Lautsymbolik beruht auf der emotional besetzten Beziehung zwischen Lauten und Sinneseindrücken, die überindividuell besteht, aber unterschiedlich intensiv realisiert werden kann, weil Laute in onomatopoeischen Gebilden einen anderen Charakter annehmen als in semantisch sinnvollen Sätzen. Das Streben nach präziser lautlicher Nachahmung produziert ↗ *Neologismen* und ruft die akustisch-musikalischen Qualitäten von Texten ins Bewußtsein.

**WortG:** Griech. ὀνοματοποιεῖα [onomatopoeía], aus ὄνομα [ónoma] ‚Wort‘, ‚Name‘ und ποιεῖν [poieín] ‚machen‘, ‚dichten‘ gebildet, erscheint bei Zedler als „die Erdichtung eines Namens, da man einer Sache, die keinen Namen hat, einen beyleget, der sich vor ihr schicket. Es ist dieses Künstlern und Gelehrten erlaubet, weil beyde täglich etwas neues entdecken, dem also ein Name gegeben werden muß“ (Zedler 25, 1477). Sulzer führt den Begriff nicht, ebenso fehlt er bei Gottsched. Im 19. Jh. sind noch die Bedeutungen ‚Namen‘- oder ‚Wortbildung‘, ‚Wortneuschöpfung‘, seltener auch ‚Entsprechung eines Klanges‘ sowie „sprachl. Schallnachahmung“ (Heyse 1844, 523) belegt; danach nur noch die engere Bedeutung als „Bildung eines Wortes nach dem Naturlaute oder Klange eines Gegenstandes“ (Heyse 1903, 600). Sanders führt „Tonnach-

ahmung, Tonmalerei“ an sowie die bereits als selten apostrophierte Bedeutung „Wortbildung“ (131). Das Lemma fehlt bislang bei Schulz-Basler.

Johann Christian August Heyse: Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch. Hannover 91844. – J. C. A. H.: Fremdwörterbuch. Leipzig 141903. – Daniel Sanders: Fremdwörterbuch. Bd. 2. Leipzig 21891.

**BegrG:** Die Auseinandersetzung um die Onomatopöie geht auf die Problemstellung in Platons Dialog ‚Kratylos‘ zurück, in dem die Titelfigur den Wörtern einen natürlichen (φύσει [phýsei]), ihrer Lautgestalt entsprechenden Bezug zu ihrem Sinn zusprechen möchte, was im Verlauf des Textes differenziert und relativiert wird. Für Aristoteles kommt der Bezug zwischen Wort und Sinn dagegen durch ‚Setzung‘ (θέσει [théseí]) zustande, ist also arbiträr. In der Sprachphilosophie der Stoa wird Onomatopöie nur im Zusammenhang mit Klangfiguren erwähnt. In solcher Beschränkung behandeln die antike ↗ *Rhetorik* und Grammatik dennoch das Thema, im Bereich der römischen Rhetorik als „fictio nominis“ (‚Wortneuschöpfung‘), wobei man der griech. Sprache ein größeres Potential zuschreibt und deshalb mehr *Lizenzen* (↗ *Poetische Lizenz*) als der lat. einräumt (Quintilian 8,6,31; vgl. 8,3,30). Im Mittelalter blieb der Begriff in den meisten bedeutenden Werken der Rhetorik und Grammatik präsent, in Anlehnung an die altrömische Behandlung (Kayser 1962, 98).

Die humanistischen Grammatiken dringen durchweg auf die Beachtung der Klangfiguren, die mit den aus der Antike übernommenen Definitionen und Beispielen erläutert werden. Auch Erasmus räumt der Onomatopöie ihr Recht ein (Kayser 1962, 101).

Auf J. C. Scaligers *Poetik* stützen sich sowohl M. Opitz (‚Buch von der deutschen Poeterey‘, 1624, 6. Kap.) wie auch J. M. Meyfart (‚Teutsche Rhetorica oder Redekunst‘, 1634), die allerdings nicht lautmalende Gebilde, sondern stets Klangfiguren besprechen.

Bedeutend war die Onomatopöie in der Diskussion um die ‚lingua adamica‘, die auf die Aussage in Gen 2,19 zurückgeht, nach

der Adam allen Kreaturen Namen gegeben habe; diese natürliche Sprache sei durch die babylonische Verwirrung untergegangen. Im Zusammenhang damit entwickelte sich die neuplatonische Signaturenlehre, nach der aus den Namen das Wesen der Dinge erkennbar sei (Paracelsus), wie auch die Lehre von der Natursprache. J. Böhm – von großem Einfluß besonders auf die Frühromantik – behauptet, der von Gott erfüllte Mystiker werde sie wieder verstehen können. Aus der Nähe zu dieser Ursprache leitete sich die Dignität der Nationalsprachen ab, von denen diejenige den höchsten Rang einnahm, in der sich Wortklang und Bedeutung am weitestgehenden entsprachen. J. G. Schottel hebt im 4. Teil der ‚Ausführlichen Arbeit Von der Teutschen HauptSprache‘ (1663) hervor, daß gerade die onomatopoetischen Qualitäten den natürlichen Ursprung und die größere Plausibilität der Wortbildung in der deutschen Sprache bezeugten. Auch Leibniz sah in den völkerübergreifenden Gemeinsamkeiten der Lautsymbolik einen Hinweis auf die Ursprache der Menschheit, die ‚lingua adamica‘ (‚Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache‘, 1697).

Im 18. Jh. wird die Onomatopöie als Beweis sowohl für den himmlischen wie auch für den menschlichen Ursprung der Sprache angeführt. Für Herder war 1772 das „erste Wörterbuch [...] aus den Lauten aller Welt gesammelt“ (Herder, 45), er sieht in der Onomatopöie einen Hinweis nicht auf den himmlischen, sondern gerade auf den menschlichen oder sogar tierischen Ursprung der Sprache, weil sie „Töne der Empfindung“ (ebd., 11) wiedergebe und auf Stimme und Artikulation beruhe statt auf symbolischen Zeichen. Ihre Musikalität, die Einheit aus Ton und Gefühl, gehe – und hier wird die Diskussion um die Sprache in die relativierenden Überlegungen über den Gang der Zivilisation einbezogen – der durch die symbolischen Sprachen ermöglichten Reflexion voraus.

Bei Rousseau (‚Essai sur l’origine des langues‘, postum 1781) geht die Entwicklung der Sprache durch Artikulation von einem Ur-Gesang, einem unmittelbaren Aus-

druck des Gefühls, aus (Trabant 1998, 67). Bezeichnenderweise erläutert W. v. Humboldt die Leistungen der Onomatopöie als „malende Sprache“ (Humboldt, 78) gerade in einer Abhandlung über die Sprache der Ureinwohner der südpazifischen Inseln. Für den einflußreichen Völkerpsychologen W. Wundt (1911) hingegen geht die Sprache nicht mehr aus Naturlauten hervor.

Die Desemantisierung im Umkreis des  $\nearrow$  *Symbolismus* verhilft der Onomatopöie in der Sprachkritik F. Mauthners und G. Landauers zu neuer Bedeutung. Onomatopöie ist für Landauer ein unverzichtbarer Schritt für die Entstehung von Sprache, aber durch die grundsätzlich symbolische Struktur der Sprache werde sie zugleich eingeschränkt. Mauthner weist der Lautmalerei die Funktion von  $\nearrow$  *Metapher* und Analogie zu, wobei die Sinneseindrücke nur erinnernd aufgehoben seien. Skeptisch verweist F. de Saussure (‚Cours de linguistique générale‘, 1916) auf die geringe Zahl und Bedeutung lautmalender Wörter, die zudem in verschiedenen Sprachen einer eigenen morphologischen Entwicklung unterlägen und so ihren mimetischen Charakter teilweise verlieren (z. B. dt. *gluckgluck*, aber frz. *glouglou* für das Geräusch beim Einschenken). Die Idee einer durchgängigen Lautsymbolik zumal in der Lyrik verfolgt Ernst Jünger in seinem Essay ‚Lob der Vokale‘ (1934).

Johann Gottfried Herder: Abhandlung über den Ursprung der Sprache [1770/72]. Hg. v. Wolfgang Proß. München 1978. – Wilhelm von Humboldt: Einleitung zum Kawiwerk [1836]. In: W.v.H.: Gesammelte Schriften. Hg. v. der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 7/1. Berlin 1907.

**SachG:** Lautnachahmung kann in allen Textgattungen auftreten kann und ist dort meist eine Funktion des Inhalts. Sie dient der gesteigerten  $\nearrow$  *Mimesis*<sub>2</sub> bei der Wiedergabe außersprachlicher Phänomene. Daher lassen sich lautmalende Passagen bereits vor der Prägung des Begriffs nachweisen. Im Zuge einer Gattungsgeschichte des  $\nearrow$  *Lautgedichts* werden besonders ausgeprägte Beispiele solcher inhaltlich motivierten Musikalität diesem Genre zugeschlagen. Dem Streben nach sinnlicher Vergegenwärtigung entspricht die Tendenz zur Wortma-

gie in den Gedichten Tiecks, Brentanos und Eichendorffs, in denen der Klangzauber die Funktion hatte, eine Gegenwelt zur Realität zu eröffnen. Im Symbolismus erweisen sich der ausladende attributive Stil und die arabeske Umschreibung des Objekts als ein Weg, die Sprache zum Ornament zu machen, sie zu dessemantisieren und damit eine der Onomatopöie analoge Wirkung hervorzubringen. Aber erst mit dem Lautgedicht der Dadaisten schlägt die mimetische Sprache gleichsam in ihr Gegenteil um, indem sie nur noch semantisch unbestimmte Assoziationen hervorruft, die zum Umkreis des im Titel gegebenen „Imaginationsraums“ gehören (Kemper, 173).

Historisch wird die Musikalität der Sprache zunächst nur vereinzelt bewußt genützt, so im 16. Jh. von Johann Fischart; in ‚Ein Artliches lob der Lauten‘ (1572) zählt er die Eigenschaften und literarischen Konnotationen des Saiteninstruments begrifflich auf und sucht sie zugleich durch den Sprachklang, d. h. durch den Paarreim und die rhetorischen Wiederholungsfiguren, zu evolvieren.

Im Barock finden sich viele Beispiele onomatopoetischer Dichtung, vor allem im Nürnberger Dichterkreis um G. Ph. Harsdörffer (vgl. Kayser 1962), der in seinem ‚Poetischen Trichter‘ (Erster Theil, 1650, 6. Stunde, § 14) erklärt: „Hierbey ist nicht zu vergessen / daß sich der Poet bemühet / die Stimmen der Thiere / oder den Ton eines Falls / Schlages / Schusses / Sprunges / Stosses oder anders / [...] auf das vernemlichste auszudrucken.“

Moderne Zeugnisse onomatopoetischer Dichtung sind – neben dem beliebten Einsatz in *Kinderversen* und in *Comics* – v. a. die Lautgedichte, besonders seit der Dada-Bewegung bis zur Gegenwart (z. B. Ball, Blümner, Schwitters).

**ForschG:** Humboldts Vermutung, daß die Onomatopöie als Phänomen universell sei, wurde von der Sprachpsychologie bestätigt (Hörmann). Innerhalb der *Literaturwissenschaft* richten besonders Interpreten aus dem Umkreis der *Werkimmanenten Interpretation* (Kayser 1962) ihr Augenmerk auf die Lautung und damit auf die Onomato-

pöie. Die moderne Sprachwissenschaft (Trabant 1998, 130–146) hat im Gefolge Humboldts sowie K. Bühlers (‚Sprachtheorie‘, 1934, III § 13) und vor allem angeregt durch E. Coseriu (vgl. Trabant 1988) den Formalismus der Linguistik nach Saussure als Relativismus kritisiert und unter dem Aufweis der Ikonizität der Sprache (Nöth. 330) auch ihren onomatopoetischen Elementen große Aufmerksamkeit geschenkt, nicht zuletzt unter den Gesichtspunkten des Spracherwerbs und des Sprachvergleichs. Graham benützt den Begriff in metaphorischer Weise, um die verschiedensten Momente poetischer Sprache zusammenzufassen.

**Lit:** Eugenio Coseriu: Thesen zum Thema ‚Sprache und Dichtung‘. In: Beiträge zur Textlinguistik. Hg. v. Wolf-Dieter Stempel. München 1971, S. 183–188. – Joseph F. Graham: Onomatopoeics. Theory of language and literature. Cambridge 1992. – Michael Gross: Zur linguistischen Problematisierung des Onomatopoetischen. Hamburg 1988. – Ernst J. Havlik: Lexikon der Onomatopöien: Die lautimitierenden Wörter im Comic. Frankfurt 1981. – Hans Hörmann: Psychologie der Sprache. Berlin, Heidelberg 1970. – Wolfgang Kayser: Die Klangmalerei bei Harsdörffer. Göttingen 1932, <sup>2</sup>1962. – Hans-Georg Kemper: Vom Expressionismus zum Dadaismus. Kronberg 1974. – Gustav Landauer: Skepsis und Mystik. Berlin 1903, Köln <sup>2</sup>1923. – Fritz Mauthner: Die Sprache. Frankfurt 1906. – Winfried Nöth: Handbuch der Semiotik. Stuttgart, Weimar <sup>2</sup>2000. – Jürgen Trabant: Onomato-Poetika. In: Ergon und Energeia. Bd. 3. Hg. v. Jens Lüdtke. Tübingen 1988, S. 253–264. – J. T.: Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache. Frankfurt 1998. – Friederike Wienhöfer: Untersuchungen zur semiotischen Ästhetik des Comic Strip. Unter der besonderen Berücksichtigung von Onomatopoesie und Typographie. Diss. Dortmund 1979. – Wilhelm Wundt: Völkerpsychologie. Bd. 1: Die Sprache. Leipzig <sup>3</sup>1911.

Georg Braungart / Gertrud M. Rösch

## Oper

Gesungenes Drama als zentrale Form des neuzeitlichen Musiktheaters.

**Expl:** Die Oper ist, in allen ihren historischen Ausformungen, eine Untergattung